



Um auch mal ein Stück vom Kuchen abzukriegen, schreckt Delphine (Jella Haase) nicht vor rabiaten Methoden zurück. PORT AU PRINCE

Ein Freigeist prägte Baukunst der Nachkriegszeit

Gebaute Demokratie: Die Doku „Sep Ruf – Architekt der Moderne“

Thomas Abeltshauer

Die 1950er-Jahre waren eine bleierne Zeit in der noch jungen Bundesrepublik, insbesondere im katholisch-konservativen München. Große Teile der Stadt waren im Krieg zerstört worden, der Wiederaufbau folgte rein pragmatischen Kriterien oder an Zeiten vor dem Dritten Reich anzuschließen. Allen Modernen stand die Mehrheit eher skeptisch bis feindselig gegenüber. Hier lebte und arbeitete der Architekt Franz Josef „Sep“ Ruf (1908-1982), dessen Name heute allenfalls Interessierten ein Begriff ist, dessen mehr als 300 Gebäude dafür umso bekannter sind. Der Kanzlerbungalow in Bonn etwa, die Akademie der Künste in Nürnberg oder das Max-Planck-Institut in München.

Seine Gebäude haben etwas Elegantes, fast Schwebendes, die oft bodentiefen Glasfassaden sorgen für lichtdurchflutete Räume und Transparenz, die Grenze zwischen Innen und Außen, zwischen Gebäude und Natur oder Stadt ist durchlässiger. Zugleich achtete Ruf darauf, dass sich die Gebäude in die Umgebung einfügen. Er griff Stile, Maße und Materialien der umliegenden Bauten auf, wie der Film am Beispiel der Neuen Maxburg in München veranschaulicht.



Die Kamera nimmt sich viel Zeit, um Rufs Gebäude zu erkunden. DPA

Ruf stand damit im Kontrast zur oft trutzigen, autoritären Architektur früherer Stile, die noch immer die Stadtbilder in München und Nürnberg prägen, nicht zuletzt auch Albert Speers Monumentalbauten der NS-Zeit. Mit seinem lässig-leichten Stil schuf Ruf die passenden Gebäude für die noch junge Bundesrepublik, die sich als weltoffenes, demokratisches Land präsentieren wollte. Dieses Moderne passte allerdings vielen nicht, Ruf war immer wieder scharfer, teils hämischer Kritik ausgesetzt.

Der Dokumentarfilm von Johann Betz lässt zahlreiche Kollegen zu Wort kommen, aber auch ehemalige Studenten Rufs, heute selbst im Ruhestand, die sich an seinen prägenden Einfluss erinnern. Und lässt der Kamera viel Zeit, die jeweiligen Gebäude zu erkunden. Das ist immer wieder interessant, weil der Film gut veranschaulicht, was das Besondere an Rufs Entwürfen ist. Allerdings ist er mit seinen huldigen Interviews mehr Denkmal als kritische Auseinandersetzung und dabei formal recht konventionell geraten, mit einigen visuellen Spielereien, wenn sich Aufnahmen im Splitscreen übereinander schieben und so filmisch die klaren Konturen der Rufschen Architektur aufgreifen. Als wirklich störend erweist sich der Musikbrei, der penetrant über einen Großteil des Films geleistet wurde. Als würde Betz seinem eigenen Sujet nicht vertrauen.

Dokumentation D 2024, 96 min., von Johann Betz. ★★★★★

Versaute Sachen und Bienen auf Speed

Die großen Themen unserer Zeit, verhandelt mit lauter durchgeknallten Berliner Underdogs: „#SchwarzeSchafe“

Peter Zander

Clan-Chefs, so das Klischee, fahren gern in dicken Karossen vor. Und lassen sich chauffieren. Nicht so in diesem Film. Da setzt ein solcher auf eigene Körperkraft. Und strampelt mit einer Fahrradradscha durch die Straßen. Nachdem er bei der Ausübung seiner kriminellen Tätigkeit eine Panikattacke erlitten hat, will er ein besserer Mensch werden. Will deshalb seinen CO₂-Fußabdruck reduzieren. Sein illegales Drogengeschäft grün machen. Und seine Gang-Brüder zum ersten klimaneutralen Clan der Welt formen.

Was für ein Statement. Und welcher Pointe: Alle reden vom Klimawandel, aber keiner will was dagegen tun. Schon gar nicht Politiker. Aber da kommt nun ausgerechnet ein Krimineller aus dem Untergrund, um das zu ändern. Ausgedacht hat sich das Regisseur Oliver Rihs, der immer für Überraschungen gut ist.

Fast 20 Jahre ist es her, dass „Schwarze Schafe“ ins Kino kam. Ein ungeschliffener Diamant. Ein herrlich überdrehter, anarchischer Filmspaß, der Wowerits Spruch, Berlin sei „arm, aber sexy“, zur Dramaturgie erkör. Und lauter wüste Geschichten erzählte von Berlinern am Rande des Nervenzusammenbruchs, armen Underdogs, die sich in der großen Stadt durchschlagen müssen. Das war gewagt, zuweilen auch trashig, traf aber den Zeitgeist, selbst wenn da drei Jungs nur zum Schuss kommen und andere Feingeister inzestuösen Satanismus mit der Oma im Koma machen wollten.

Es war auch echtes Guerilla-Kino, eine Low-Low-Budget-Produktion, für die die Darsteller umsonst arbeiten mussten, was sie aber aus Überzeugung taten: Jule Böwe, Milan Peschel, Marc Hosemann, Robert Stadlober und Tom Schilling waren damals alle aufstrebende Talente, hatten aber noch nicht den

heutigen Star-Status. Was den Film im Rückblick noch interessanter macht. Doch schon damals geriet das provokante Werk, auch wenn es polarisierte und manchen abschreckte, zum Kult.

Nun lässt Regisseur Rihs nach fast zwei Dekaden einen zweiten Film folgen, der sich im Titel nur durch einen Hashtag und ein fehlendes Leerzeichen unterscheidet, in vielem aber das krasse Gegenteil ist. Diesmal nicht in körnigem Schwarz-Weiß gedreht, sondern in knalliger Farbe. Mit einigen Veteranen des ersten Films, nun aber auch mit Mainstream-Stars wie Jella Haase und Frederick Lau. Und diesmal rennen die Figuren nicht nur gegen die kleinen Nöte des Alltags an. Diesmal verhandelt Rihs die großen, aktuellen Themen, die in der Gesellschaft diskutiert werden: Klimawandel, Nachhaltigkeit, Gender-Debatte. Die sozialen Medien kriegen natürlich auch ihr Fett weg.

Berlin schwitzt. Die Stadt leidet unter wochenlanger Gluthitze. Kein Wunder, dass da bald Sicherungen durchbrennen. Peschels Peter kämpft noch immer gegen das eigene Versagen an und versucht, invasive Krabben aus regionalem Fang auf einer GreenHub-Messe an den reichen Mann zu bringen. Der entpuppt sich aber ausgerechnet als schmieriger Ex seiner Frau Charlotte (Böwe). Hosemanns Kafka ist immer noch ein glückloser Dealer, der von Clan-Chef Omar (Yasin El Harouk) empfindlich in die Mangel genommen wird, weil er nicht an seinen Stoff rankommt. Den hat nämlich sein Kumpel Fritz (Lau), ein durchgeknallter Hobby-Imker, im Bienenkorb auf seinem Balkon versteckt. Den Tierchen hat er aber aus Versehen Speed verabreicht. Und die drehen nun auch noch durch.

Fritz' Schwester Delphine (Jella Haase) wiederum stellt fluide Genderpuppen her, die keiner haben

will. Weshalb sie rabiat eine Kreditkarte kauft und sich mit ihrer Zufallsbekanntschaft Charlotte in einem Fünf-Sterne-Hotel einnistet. Und sich Callboys bestellt, die recht versaute Sachen machen sollen.

Die Episoden sind lose miteinander verbunden. Und nicht nur Omars Rikscha läuft dabei heiß und fängt Feuer. Auch die Figuren knallen immer mehr durch. Ein wüster Mix mit rotzfrechen Dialogen und aberwitzigen Einfällen. Ob die Schafe mit Hashtag ein solcher Kult werden wie die alten ohne, darauf wollen wir nicht unbedingt wetten.

Aber als schräger Kommentar auf dringend nötige Debatten ist das doch willkommen. Und wenigstens ist im Kino Sommer, während es davor doch eher durchwachsen bleibt.

Satire Deutschland 2025, 90 min., von Oliver Rihs, mit Jella Haase, Jule Böwe, Milan Peschel, Marc Hosemann, Frederick Lau ★★★★★

Schlumpfige Suche nach dem Sinn des Lebens

Ein kindgerechtes Vergnügen mit allerlei Lebensweisheiten – der Animationsfilm „Die Schlümpfe: Der große Kinofilm“

Thomas Abeltshauer

Es war wohl nur eine Frage der Zeit, bis in Zeiten ewiger Remakes und Sequels auch „Die Schlümpfe“ dran glauben mussten. 1958 vom belgischen Comiczeichner Peyo erfunden, wurden sie mit der amerikanischen TV-Animationsserie Anfang der 1980er-Jahre weltweit bekannt. Seitdem sind die blauen Zwerge mit ihren weißen Zipfelmützen aus kaum einem Kinderzimmer wegzudenken, ob in Hörspielen, Comicbänden, Video-Games oder als PVC-Figuren. Und auch im Kino waren sie in den 2010er-Jahren bereits erfolgreich in gleich drei Langfilmen.

Auch das neue Abenteuer beginnt in Schlumpfhausen, dem Dorf der Schlümpfe, in dem jeder seine Rolle hat, von Schlaubi über Beauty

bis Papa Schlumpf, der gütig und gerecht seine Gemeinde leitet. Nur No-Name-Schlumpf hat keinen Namen, keine Funktion und damit keine Identität. Das nagt am Selbstwertgefühl des kleinen Außenseiters.

Als dann Papa Schlumpf vom bösen Zauberer Gargamel und seinem noch fieseren Bruder Razamel entführt wird und sich Schlumpfine und eine Handvoll Schlümpfe aufmachen, um ihn zu befreien (und nebenbei auch noch die Welt zu retten), hat No Name ausgiebig Chancen, sich zu beweisen.

Das ist alles gerade gruselig genug, um das jüngste Publikum, für das der Film klar gemacht ist, nicht zu verschrecken. Die erwachsene Begleitung darf sich zumindest daran erfreuen, dass Themen wie individuelle Bedürfnisse und die eigene

Identität kindgerecht verhandelt werden.

Kreiert wurde die Geschichte im CGI-glatten Standard-Animationslook. Erst als die Schlümpfe auf ihrer Odyssee in Paris landen, bewegen sich die blauen Zwerge plötzlich auf den realen Straßen und in

einem Nachtclub der Stadt. Später finden sie sich in Bayern wieder, wo Razamel in seinem düsteren Schloss haust, das wie eine Art Schatten-Neuschwanstein wirkt.

Von den Menschen ist meist nicht viel mehr zu sehen als die Füße und Schuhe. Und in der schöns-



No-Name-Schlumpf (M.) hat keinen Namen. Und keine Funktion. Und ärgert sich darüber. PARAMOUNT ANIMATION

ten Sequenz des Films geraten die kleinen Helden gar in fremde Dimensionen, die wie Mini-Hommagen an andere Animationsformen inszeniert sind – von Knetmasse über Retro-Computerspiele bis zu fantastischem Anime.

Dazwischen gibt es ein paar flotte Tanznummern und Songs, von Schlumpfine etwa, im Original gesungen von Rihanna, in der deutschen Synchronfassung von Patricia Meeden. So ist harmlose Unterhaltung entstanden, die den Kleinen Mut machen soll, ihren eigenen Weg zu finden und dabei auf sich und andere zu achten. Warum nur ausgerechnet die bösen Mächte mit fremdsprachigem Akzent sprechen müssen?

Animation USA 2025, 92 min., von Chris Miller ★★★★★